

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 34 (1912)
Heft: 8

Anhang: Blätter für den häuslichen Kreis

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

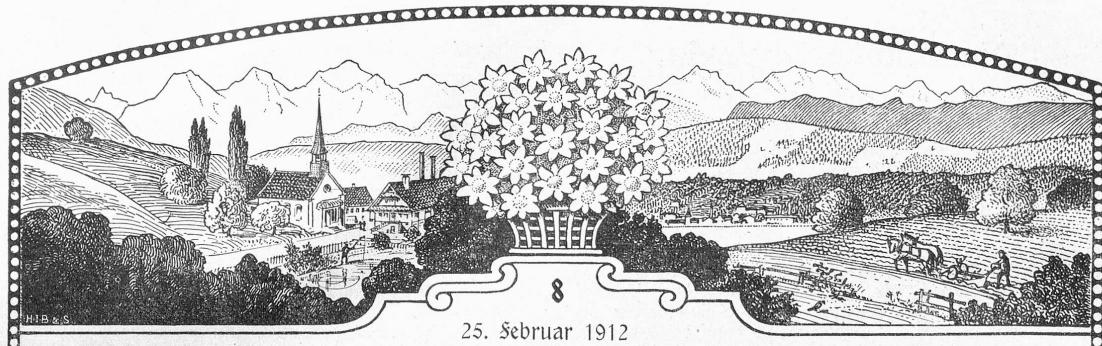
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Blätter für den häuslichen Kreis

• D'Liechtstubete. *) •

(Zürcher Mundart.)

Nachdruck verboten.

D' Nachtuebe ziehnd dur's Dörfli us; —
Mach' g'schwind jezt's Läddli zue!
Sujcht löhnt's der g'wüh, du tuusig's Chind,
Die halbi Nacht kei Rueh!

's springt Eine echo uf d' Schyterbyng
Und jnuchzet: Duhu — huuh!
Im Stübbli rieft's Schwarzwälderzhyt:
Guggu — Guggu — Gugguuh! —

Bloß 's Chlyne-Heiri-Volkeb's Hans
Gah still dur's Dörfli dur;
Hät dänn bim lehste Hüüsli still
Wo lehnt a d' Chillemuur!

Det wibt na 's Anneli wie nüt g'schnt
Bim trüebe Lampesch, —
Als müeßt das tuusig's Sydewupp **)
Hüt z' nacht na fertig hy!

*) Zur Kilt geben.
**) Der Bettel für das anzufertigende Seidentuch.

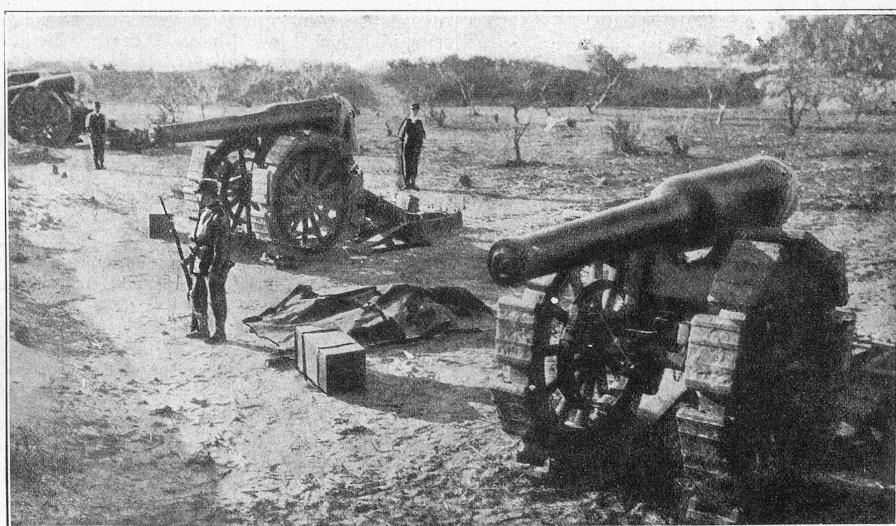
Da chlopft's a 's Schybli: Eis, zwei, drüü!
Hänt's Lämpli flugs i d' Wand; —
„Ja — bisches du? — du Chrügel du?“ —
Und git dem Hansli d' Hand.

„Chum doch i d' Stube, trink' eis Moscht!“ —
Und 's Schiffli hät jezt Rueh!
Dänn 's Anneli und de Hansli händ
Biel Wichtigers jezt z' tue! —

Wo 's „Zwölfli“ schlaht, seit dänn de Hans;
„Jezt muech' i Abchied näh“;
„Doch weischt, es duuret ja nüd lang
So bin-i wieder z' g'feh!“

„Doch ich jezt muech zum Militär,
Dicht würlki recht fatal; —
Defür gischt du dänn über's Jahr
My Seel' — Frau Korperall!“

Otto Thalmann. Zürich.



Aus dem türkisch-italienischen Krieg. Geladene, italienische Kanonen der 149. Batterie bei Ain Zara.

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

10

(Nachdruck verboten.)

Die Geschwister traten in den Hühnerhof ein und die ganze Schar kam gackernd und schreiend gelaufen, um bei einer etwaigen Mahlzeit an der Stelle zu sein. Susi zeigte auf ein schwarzes Huhn, das in kleinen Sprüngen an ihr in die Höhe flatterte.

„Da sieh dir die einmal an, da die schöne weiße, mit dem kleinen, schwarzen, halbrunden Fleck an jeder Feder, als trüge sie ein Halsband von Tais. Und die mit den blauen Bäcklein und dem großen Kamm, die aussieht, als sei sie eine Spanierin und es fehle nur der Schleier. Und dann die behagliche Dické dort mit den Federhosen, die so wackelt wie die Tante Anna, und die kleine, seine, mit dem Federkröntein auf dem Kopfe, und die gelbe, riesengroße, die sich für Geld könnte jehen lassen. Verum, eine wie die andere! Du bist selbst ein Huhn, ein blindes, und hast doch studiert. Ich möchte bloß wissen, was? Eine wie die andere! Der Hahn würde sich bedanken. Der schließe ja ein vor lauter Langeweile.“ — Uli lachte vor sich hin.

„Ja, und die dahinten, die Gesprengelte, die den Kopf so dreht und so hochmütig herumquält und tut, als müsse für sie Essen und Trinken vom Himmel fallen, die ist jetzt seine Lieblingshenne.“

„Was du nicht alles weißt“, lächelte der Bruder, und freute sich über sein Schwesternlein. „Aber nun wollen wir in den Wald gehen.“

„Ich gehe nicht mit, ich bin müde“, sagte Margrit. Sie hatte die ganze Zeit über kein Wort gesprochen. Sie ging durch den Gemüsegarten mit den geradlinigen Beeten und den kurzgeschnittenen Buchsbäumeinfassungen dem Hause zu. Fast den ganzen Tag saß sie oben in ihrer Giebelsstube, eingepponnen in ihre trüben Gedanken. Sie war unglücklich über der Mutter Machtwort, und verbittert durch ihr strenges Verbot, Wezinger nicht mehr allein zu sprechen. Da sie weder die Kraft hatte, sich zu ergeben, noch den Willen, sich zu fügen, und keine regelmäßige und anregende Arbeit ihr half, so schlief ihr der Tag öde dahin, gleich einem handigen, flachen, trüben Fluss, an dem weder Blumen blühen, noch fröhliche Fischlein ihre Silberleiber aus dem Wasser schnellen.

An die Stunde, in der Alfons das Haus ihrer Mutter verlassen würde, durfte sie nicht dentein. Tag und Nacht jamm sie darüber nach, wie sie mit ihm zusammenkommen könnte. Das ganze Leben kam ihr vor wie ein dunkler, unterirdischer Gang, in dem sie hoffnungslos und freudlos und ohne Ziel vorausgehen würde. Sie sah in ihrem Leid kein Ende und keinen Ausweg aus ihrer Trübsal.

Während Margrit hinaufstieg in ihr einststriges Zimmer mit der Ausicht über See und Berge, der sie keinen Blick schenkte, gingen Uli und Susi dem Wald zu, fröhlich plaudernd, und tief den Duft der Felder einatmend. Er entstieg flimmernd der heißen Erde. Als sie den Wald betrat, der mit seinen ineinander geflochtenen Kronen eine einzige, mächtige Kuppel bildete, wurden sie still.

„Es ist schön hier“, sagte Uli, und sah hinauf in die Bäume, über deren Wipfel das Sonnenlicht flutete. „Wenn ich im Hörsaal saß oder durch die lauten Straßen lief, packte mich oft ein plötzliches Heimweh nach Waldgeruch. Das wurde oft so stark, daß ich es nicht mehr auszuhalten meinte. Ach, herrlich ist es hier!“ Er hielt unwillkürlich seine Schritte an.

„Sieh, Uli“, flüsterte Susi, um die rauhende, klingende Waldestille nicht zu stören, „wie die Tannen ihre Äste ausstrecken und sich über den Weg zu umarmen versuchen. Und sieh die Buche, wie sie zwischen den dichten Bäumen hindurch zum Licht strebt. Überall, wo sie ein Stücklein blauen Himmels merkte, hat sie sich durchgezwickt, und wie durchsichtiges, grünes Glas glänzen ihre Blätter dort oben zwischen den ernsten, schwarzen Nadeln.“

Uli nickte. Es wurde ihm dankbar und feierlich zu Mute. Daß er hier in seiner Heimat bleiben sollte, so nahe dem Wald und mitten in den Feldern und Wiesen, das hatte bei dem Entschluß, das Anerbieten Dr. Andermatts anzunehmen, bestimmt mitgewirkt.

Die Büsche schlügen über den schmalen Weg, auf dem

sie gingen, fast zusammen. Ein Specht hämmerte. Es klang wie Trommelschlag, so rasch und ausdauernd klopfte er den Stamm ab. Als er schwieg, rief der Kuckuck aus der Ferne.

„Hörst Du den Kuckuck, Uli?“ fragte Susi. Er nickte. Es fiel ihm ein Tag ein, an dem er als halbwüchsiger Junge mit seinen Schwestern und Madelene Andermatt auch so durch den Wald gegangen und dem Kuckuck zugehört hatte.

„Wie lange lebe ich noch?“ hatte die feine, zarte Leni den Waldpropheten gefragt.

„Kuckuck.“ Ein einzigermaß nur erklang der geheimnisvolle, immer ferne Ruf. Madelene schlossen vor Wehmut über ihr kurzes Leben die Tränen in die Augen, und die Schwestern hatten an ihr herum zu trösten. Uli lächelte. Susi sah es.

„Ich weiß, woran du denkst. An Madelene Andermatt, gell?“ Ich dachte eben auch an sie. Denk, sie ist wieder daheim. Du wirst sie doch besuchen?“

„Ich habe mit ihrem Vater zu sprechen,“ sagte Uli ausweichend.

„Was denn?“

„Das erfährst Du bald. Erst soll es die Mutter wissen.“ Er schwieg und laufte wieder die Waldmusik. Es war ein feines Surren in der Luft, ein feines Knistern im Moos. Die kletternden Ameisen, die Käfer, die summenden Bienen, das Schwirren der Libellen und der unhörbare Flügelschlag der Schmetterlinge bildeten den Unterton für das Jubilieren der Vögel und das brausende, dunkle Rauschen der Bäume. Und doch war es auch wieder so still, daß man in einer Kirche zu sein vermeinte, in der Tausende von Andächtigen der Waldpredigt lauschten.

Die beiden Geschwister, die auf dem Samtteppich des Mooses lautlos gingen, empfanden die Größe dieser Ruhe und störten sie nicht. Erst als sie den Waldrand erreichten, und es hell und heiß und laut wurde, erhob sich zwischen ihnen wieder ein munteres Plaudern, das Uli nicht durch die ihm auf der Zunge liegende Frage, wie die Schwestern sich in der Mutter Haus zurechtfänden, unterbrechen und stören möchte.

Doch fragte er Susi nach ihren Neigungen und Gewohnheiten, und wollte wissen, wie sie den Tag verbringe. Sie berichtete, und es ging wie am Schnürchen.

„Und dann male und zeichne ich viel,“ erzählte sie. „Weißt Du, das ist mir das liebste. Und meine Lehrer haben alle gesagt, ich hätte Talent. Um liebsten würde ich Malerin werden. Aber Mutter erlaubt es nicht, sie sagt, das sei kein Lebenszweck.“

„Soll ich mich für dich verwenden?“ fragte Uli. „Vielleicht nützt es etwas.“

„O nein. Ich kann ja hier auch lernen. Ich sehe mir immer alles genau an und schließe dann die Augen. Manchmal ist es irgend noch schöner als auswendig. Und dann mag ich jetzt nicht so fort wegen Margrit. Sie ist so unglücklich, weil die Mutter nicht will, daß sie den Wezinger nimmt. Ich kann ihr nicht leiden, aber sie liebt ihn. Eigentlich müßte ihr die Mutter erlauben, ihn zu heiraten. Es ist sehr traurig, jemand zu lieben und nicht heiraten zu dürfen,“ schloß sie wichtig.

„Du wirst viel davon wissen.“ Uli blieb stehen und sah auf Susi herab.

„O, ich bin achtzehn Jahre alt, und es hat mir auch schon jemand den Hof gemacht.“

„So. Wer denn?“

„Das sage ich dir jetzt auch nicht, warum erzählst du mir nicht, was du bei Dr. Andermatt willst, und warum du heimkommst?“

„Ich kann's ertragen. Liebst du denn jemand?“

„Lieben? O, nein, nicht gerade. Ich habe ihn nicht so lieb wie dich.“

„Sag's doch, wer es ist.“

„Der Alfred Amman.“

„Es ist gut, daß du den nicht liebst. Apotheker Amman und die Mutter paßten schlecht zusammen. Wo saßt du denn den Alfred? Er kam doch nie mehr zu uns, seit —“ er stockte.

„Seit Mutter den großen Zulauf hat und die Apotheke zur goldenen Schlange keinen mehr,“ half Susi. „Nein, er kam nie mehr. Es ist gegen sein Prinzip.“

„Mit dir zu sprechen scheint nicht gegen seine Prinzipien zu verstößen, wenn du schon Mutters Tochter bist,“ sagte Uli.

Sie lachten beide. Dann aber schwiegen sie, denn eine Grasmücke sang neben ihnen ihr Glücks- und Liebeslied. Susi fing an, Blumen zu pflücken, blieb aber bei jedem Ameisenhaufen und jedem Grillenloch stehen, genau wie sie es als Kind getan hatte. Mit einem großen Strauß dunkler blauer Wiesenstelze kamen sie endlich auf dem Treuhof an, wo die Mutter am Brunnen stand, zusah, wie Doe getränkt wurde, und den Knechten und Mägden allerlei Befehle gab. Man hörte ihre kräftige Stimme von weitem.

Nach dem Abendbrot gingen Mutter und Sohn, einer lieben alten Gewohnheit folgend, auf einem schmalen Fußweg durch Wiesen und Felder. Er begann hinter dem Obstgarten und schlängelte sich in weichen, runden Windungen am Fuß der Hügel empor. Man sah von dort weit über den See hinaus.

Die noch grünen Hälme des reisenden Weizens neigten sich wiegend im Abendwind und bildeten leise rauschend lange Wellen. Silberne Streifen kamen und verschwanden in dem seegrünen Halmenmeer, je nachdem es sich hob oder nieder- bog.

Marie Zuberbühler streifte mit der Hand die werdenden Ahren. Sie war unruhig, gegen ihre Gewohnheit. Was wollte Uli? Was hatte er ihr zu sagen? Es mußte etwas Wichtiges sein, denn an wichtige Dinge verschwendete er weder Zeit noch Worte.

„Mutter,“ begann Uli. „Weißt du, daß Dr. Andermatt sein Amt als leitender Arzt des Bezirkspitals niedergelegt hat?“ Sie blieb plötzlich stehen.

„Nein. Warum?“ fragte sie, obgleich sie es sich denken konnte.

„Weil das Krankenhaus leer steht. Sie behaupten, daß die Leute alle zu dir kommen. Ist das denn möglich?“

„Ja“, sagte sie. „Sie kommen. Ich brauche sie nicht zu rufen.“

„Heute nicht mehr“, rief Uli rasch, „aber du hast sie gerufen.“

„Das war mein Recht. Ein jeder fördert seinen Beruf wie er kann.“

„Die Basis deines Berufes ist aber nicht deine Tüchtigkeit, die ich bewundere, sondern die Dummheit der Leute“, rief Uli, schärfer als er gewollt hatte. Seine Mutter blieb ruhig, wenn sie auch die Falten ihres Kleides verknüllte.

„Doch nicht ganz. Es gehen Leute herum, die ich gehetzt habe; es leben viele, die auf dem Totenbett lagen; es sind wieder andere an der Arbeit, die vor Eind kein Finger mehr rührten konnten. Warum hätte ich ihnen nicht helfen sollen, wenn sie zu mir kamen und ich ihnen helfen konnte?“

„Ich fürchte, dich zu verleidern, wenn ich sage, was ich denke, und wie die ganze Medizin, die ich hinter mir habe, darüber denkt.“

„Rede, Uli. Mit der Wahrheit kommt man weiter als mit vier Pferden.“

„Wir sind zu weit auseinander mit unsren Ansichten. Was sollen wir streiten? Du hast im einzelnen Falle recht, im allgemeinen unrecht, anders kann ich es nicht ansehen. In dieser Frage werden wir uns nie begegnen, darum ist es besser, sie nicht zu berühren.“ Marie Zuberbühlers Augenbrauen zogen sich zusammen und gaben ihr ein finstres Aussehen. Die Dankestränen Anna Steigers waren erst gestern geflossen, die Jubelrufe derer von der Birmatt klangen ihr noch in der Ohren. Sie meinte, den Sohn überzeugen zu können, überzeugen zu müssen, daß auch sie ein Recht habe, zu helfen und zu heilen.

Aber der Sohn gehörte der Partei an, die ihr grundsätzlich feindlich gegenüberstand und stehen mußte. Es konnte nicht anders sein. Und sie wußte, daß da nichts zu erzwingen war. Sie unterdrückte den aufsteigenden Groll und den Wunsch, von Uli anerkannt zu werden und fragte herzlich:

„Du wolltest mir erzählen, warum du gekommen bist?“

„Das Pflegeamt des Bezirkspitals hat mir die von Andermatt aufgegebene Stelle angeboten, mit freier Station und einem angemessenen Gehalt. Auch das Recht auf Privatpraxis ist nicht ausgeschlossen, und es stehen zwei Zimmer im Spital zu meiner Verfügung für meine Kranken.“

Uli sah die Mutter erwartungsvoll an. Sie wandte ihm ihr ausdrucksvolles Gesicht zu, auf dem sich ihre Gedanken sichtbar spiegelten. Sie blieb stumm.

„Du schwiegst, Mutter?“

„Uli, ich bitte dich, schlage das Anerbieten aus“, sagte sie dann dringend.

„Warum?“

„Weil es schade wäre um dich. Der Besuch des Bezirkspitals hat von Jahr zu Jahr abgenommen. Dr. Andermatt hat dort längst nichts mehr zu tun. Die Betten stehen leer, sogar die Privatzimmer sind selten benutzt. Der Bau ist alt, man hat nichts mehr daran ändern wollen, weil ihn niemand brauchte. Die Arbeit dort kann dich unmöglich befriedigen. Du würdest deine beste Kraft vergeuden.“

„Ich traue mir viel zu, Mutter. Und dann bin ich jung und komme von der Quelle. Nicht, daß ich damit sagen will, Andermatts Kenntnisse hätten nicht mehr genügt, ja nicht. Aber die Leute glauben gern an frische Kräfte und sehen leicht in einer Neuerung eine Verbesserung. Das Pflegeamt hofft, Andermatt an der Spitze, daß durch den Wechsel ein frischer Geist den Betrieb auf dem Friedberg durchwehen werde, und daß es mir gelingen könne, der wissenschaftlichen Medizin in der Gegend ihr Recht zu verschaffen.“ Er hatte bei den letzten Worten die Stimme sinken lassen und ging neben der Mutter, ohne sie anzusehen. Sie blickte ihrem Sohn ins Gesicht.

„Sag's nur heraus, Uli. Du willst verführen oder du sollst verbuchen, mich zu verdrängen.“

„Liebe Mutter, so ist es ja nicht gemeint“, bat Uli.

„Doch, so ist es gemeint“, sagte sie ruhig. „Ich nehme dir das auch nicht übel. Du bist Arzt, ich habe dich selbst dazu gemacht. Du liebst deinen Beruf über alles, du bist jung — du kannst die Sache nicht anders ansehen, als du sie ansiehst.“

„Du hast recht, ich kann nicht anders, so lieb du mir bist. Du mußt begreifen, daß uns Arzten deine Weise, mit einem oder zwei Heilmitteln jede Krankheit zu heilen oder heilen zu wollen, eine Unmöglichkeit und ein Greuel ist. Eine Unmöglichkeit, die ein nicht Wohlgeinnter mit Schwindel bezeichnen kann. Verzeihe, Mutter, daß ich das sage. Aber was nützt es, Verstecken zu spielen?“

Marie Zuberbühler befand sich einen Augenblick, was sie dem Sohn antworten sollte. Sie schob mit ihrem Schuh einen goldgrünen Käfer, der mit seinen rötlichen Beinen pfeilschnell über den Weg lief, sorgsam beiseite.

„Hat dir Dr. Andermatt nichts davon erzählt, daß ich Kranken geheilt habe, die er monatelang vergebens zu heilen versuchte?“

„Doch.“

„Also! War das Schwindel? Ich erreiche das, was jedem Arzt das erstrebt Ziel ist oder sein sollte: Die Heilung. Womit dieses Ziel erreicht wird, ist wohl einerlei.“

„Nein!“ rief Uli laut und feurig. „Niemals; das kann niemals einerlei sein.“

„Theoretisch vielleicht nicht, praktisch wohl“, sagte nun fast lächelnd die Doktorin. Sie war sich ihres Rechtes bewußt und das gab ihr eine überlegene Ruhe in einer Streitfrage, in der der Sohn ihr als Gegner gegenüber stand. Sie begann ihm abzurunden und legte alle ihre Liebe in ihre Worte.

„Uli, ich bitte dich, nimm die angebotene Stelle nicht an. Ich bitte dich, höre auf mich. Du weißt nicht und glaubst es nicht, wie groß die Zahl meiner Anhänger ist, und wie fest der Glaube im Volk an mich und meine Heilung wurzelt. — Man wird dir, da du mein Sohn bist, kaum reinen Wein eingeschenkt haben, weder im Guten noch im Bösen. Du weißt vielleicht nicht, daß in dem Krankenhaus, das ich erbau habe, kein Bett leer steht, und daß auf Wochen hinaus alle Zimmer vergeben sind? Du weißt auch nicht, daß ich bis an die Grenzen der Schweiz und darüber hinaus gerufen werde, von Leuten, die Arzte bezahlen können und bezahlt haben.“

„Vielleicht hat dir Andermatt gesagt, daß ich in Rheinburg selbst die wenigsten Anhänger habe. Apotheker Amman befindet mich, wo er kann, und auf ihn hört man im Städtchen. — Auch hat Dr. Andermatt dort noch viel Patienten, wenn auch lange nicht mehr so viele wie früher. Aber was soll die paar sagen? Die Rheinburger kommen für mich gar nicht in Betracht, und mehr und mehr kommen auch sie und helfen mein Spital füllen.“

(Fortsetzung folgt.)





Karneval in Genf (Escalade): Eine hübsche Kindergruppe mit Trachten aus dem Mittelalter. Oben die Inschrift: Fröhliche Escalade. — Das anziehende Bildchen bezieht sich, wie unten ausgeführt wird, auf die alljährlich gefeierte Genfer Escalade.



Karneval in Luzern: Der Erntewagen. (Fritschi-Umzug.)

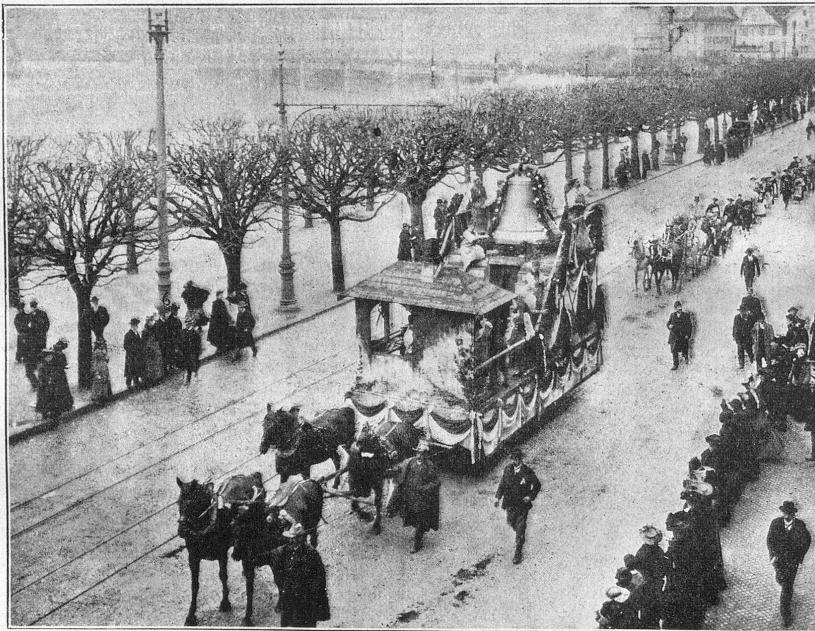
Nun zum Luzerner Karneval oder, wie er landesüblich heißt: Fritschi-Umzug. Da wird schon Monate lang vorher auf diesen altherkömmlichen Fastnachts-Umzug hin fieberhaft gearbeitet. An der Spitze der Gesellschaft steht der „Fritschivater“, der jeweilen für ein Jahr gewählt ist. Unser erstes Bild zeigt vom Fritschi-Umzug den „Erntewagen“, wie er vollbeladen und von fröhlichen und jauchzenden Schnittern u. Schnitterinnen besetzt und von rassigen Ochsen gezogen stolz einherfährt:

ein echt bäuerlich-friedliches Bild landwirtschaftlicher Tätigkeit. Das untere Bild zeigt die Glockengruppe aus dem letzten Fritschi-Umzug. Der große Wurf, d. h. der Guß ist gelungen und stolz blickt der Glockengießer umher, voll Freude über ein Werk, ebenso bewundernd der Geselle.

Zu unseren Bildern.

Escalade heißt eigentlich Erstürmung einer Festung und bezieht sich historisch auf den Überfall von Genf durch den Herzog von Savoyen am 21. Dezember 1602. Der ruchlose Plan wurde glücklicherweise durch einige wackere Bürger verweilt. Seit diesem denkwürdigen Tage wird in Genf alljährlich um jene Zeit die Escalade am Abend durch einen Umzug gefeiert.

Nun hat die Escalade auch dem Prinzen Karneval als Vorlage gedient. Ein äußerst niedliches Gemmibildchen präsentiert eine Gruppe aus dem Fastnachtzug: zwei Knaben, mittelalterlich kostümiert, und ein dritter, bäuerlich gekleidet, mit einer Zippelkappe. Wer jemals eine Escalade mitgefiebert hat, weiß, wie der Genfer an dieser Ueberlieferung hängt.



Karneval in Luzern: Gruppe vom letzten Fritschi-Umzug.



Karneval in Nizza. — Ein beliebter Fastnachtscherz.

Vom Karneval in Nizza bringen unsere zwei Bilder dieser Seite zwei überaus lustige Szenen. Wird der Fasching im Süden ohnehin viel mehr gefeiert, so sind es vorab die Bewohner der Riviera, welchen der Karneval sozusagen im Blute steht. Hier findet man auf die Fastnacht die überstürmende Lebenslust, die man bei uns — wenige Ausnahmen ausgenommen — vermisst. Oder ist das obere Bild, wo die übernützigen Masken einen Gendarmen umringen und „kampfunfähig“ machen, nicht zum Lachen? Das südländliche Blut, das der Freude in höchster Potenz huldigt, feiert zur Zeit des Karnevals seine Triumphe. Unten erblicken wir

die droßlige Szene einer Konfetti-Schlacht. Eine Droschke mit graziösen Insassen wird mit den teils beliebten, teils verwünschten Konfetti derart unheimlich bombardiert, daß alles eine weiße Masse bildet. So versteht das Volk von Nizza, hoch und niedrig, den Karneval zu feiern. Uns, die wir von all dem fidelen Maskentreiben keinen Hochschein haben, tragen diese Bilder für kurze Zeit aus dem nüchternen Alltagsleben in andere, in lebenslustigere Sphären.

Ähnlich wie im Süden das lebenslustige Volk an der Riviera, feiert man im deutschen Norden deunter am Rhein in und um Köln den Karneval.



Karneval in Nizza. — Die Konfettischlacht.

Die alte Tante.

Eine Karnevalshumoreske. Von Käte Lubowski
(Nachdruck verboten).

Wenn sich Herr und Frau Rentier Brettschneider — ja selbst mit einem Viertel ihres nicht unbeträchtlichen Vermögens — das der verflossenen Tornisterfabrik entstammte, eine andere Tante, als die alte Hanne Röder zu Beliz hätten kaufen können, — bei Gott, sie wäre längst verhandelt gewesen!

Aber Tante Hanne Röder erwies sich als durchaus unveräußerlich. Sie bewirtschaftete die Königliche Domäne nach ihres Mannes Tode genau so stramm und rationell weiter — war oben prachtvoll angeschrieben und hatte in ihrer urwüchsigen Art dem jungen Regierungsassessor Erich Melwig eines Tages an der Grenze klar gemacht, daß er seine Nase mal erst ein Bißchen in die praktische Landwirtschaft stecken solle, ehe er das Parzellieren und Rechtsprechen von amtswegen weiterbetrieb.

So war es gekommen, daß Erich Melwig bei Tante Hanne Röder lernte! Gegen 9 Uhr morgens trat er an, wurde mit diesem Augenblick kräftig und wenig rücksichtsvoll kommandiert: „mußte zuweilen hören, daß seine dünnen „Schwertstiel“ und der „Rätselkäsch“ den er trug, ihn schon allein am Tätigwerden hinderten und kam dann doch immer wieder — dankbar und gebüldig . . . denn Tante Hanne Röder besaß eine Nichte.

Nicht etwa bei sich auf Beliz! O nein . . .

Traute Brettschneider mußte bei ihren Eltern leben, deren Villa der Junggesellenwohnung des Assessors gegenüber lag, obwohl sie tausendmal lieber bei Tante Hanne gewesen wäre. Das war doch die Einzige, der sie ihr Herz ausschütten konnte. Die genau wußte, daß sich unter der gegen Erich Melwig zur Schau getragenen Kälte lediglich die heiße Angst verbarg, daß er eines Tages ihr wahres Gefühl merken könne . . .

Und das durste nicht sein! Denn die alten Brettschneiders hatten ihm schon mit Familienselk und geträufelten Bularden mehr verraten, als das stolze Mädchenherz ertragen konnte . . .

Sie mußte sich allein helfen . . .

Und sie beforgte es bestens, indem sie Erich Melwig mied, wo sie es nur konnte.

Es wurde ihm unmöglich, sie zu sprechen und zu befragen . . .

Da nahm er auch sein junges, heißes Herz in beide Hände und sagte zu Herrn Brettschneider, als er ihn wiederum mit geträufelten Bularden kironnen wollte:

„Ich bedauere unendlich, aber es ist mir leider unmöglich!“

Seitdem betrachteten Herr und Frau Brettschneider die Tante Hanne Röder nicht nur als eine völlig ungebildete, sämtliche Fremdwörter verdrehende Familienlast . . . sondern geradezu als die Räuberin eines sicheren Schwiegerohnes. Denn es lag doch auf der Hand, daß sich der vornehme, hochgebildete Melwig dafür bedankte eine solche Tante mit zuheiraten.

Freilich als völlig abgeschlossen sah Herr Brettschneider darum seinen Zukunftswunsch noch nicht an. Als leuchtende Hoffnung stand nämlich in der nächsten Zukunft der große Karnevalsbau der Bermalder Honorationen, zu welchen er, dank seines Geldes in erster Linie zählte. Vielleicht ließ sich da ein vernünftiges Wort mit dem jungen Regierungsassessor reden, eine Entschuldigung, vielleicht in erzählender Form anbringen, daß der jährlich prompt wiederkehrende Bronchialkatarrh der Tante Hanne — ihr kein langes Leben erlauben werde . . . Von dieser fröhlichen Hoffnung neu gestärkt begab er sich in die blaue Gans, wo auch Erich Melwig seit langer Zeit einmal wieder zum Schoppen ertritten war, ging sofort auf diesen zu, streckte ihm — als hätte niemals eine ausgeschlagene Bularde zwischen ihnen gestanden — herzlich die Hand entgegen und sagte ebenso: „Na, wir sehen uns doch übermorgen auf dem großen Karnevalzauber, nicht wahr, Herr Regierungsassessor?“

Aber Erich Melwig machte sein kühlestes Gesicht.

„Leider werde ich verhindert sein. Ich muß nämlich grade in einer Familiangelegenheit verreisen.“

Und von dem blankgesessenen Ledersophia her klang darauf die Stimme des alten lustigen Steuerrates:

„Ah ha . . . es winkt wohl jene Art geheimnisvoller Brautfahrt.“

„Das wäre nicht unmöglich,“ erwiderte der Assessor und verdarb dadurch Herrn Brettschneider jeglichen Geschmack am Bissener. Er brach sehr bald auf und kam — außer sich vor Wut und Enttäuschung daheim an.

„Denke Dir, Frau, der Melwig wird sich verloben.“

Natürlich fühlte sich Frau Brettschneider ebenfalls aufs Tieftre verlebt. Sie sagte spitz und anzuglich, denn Tante Hanne entstammte dem Brettschneiderischen Geschlecht:

„Es war ja vorauszusehen, daß alles so kommen mußte.“

— „Unsere arme, kleine Traute . . .“

Die kam in diesem Augenblick, zwar ein wenig schmal und blaß, sonst aber ziemlich lebensfähig, mit einem offenen Brief zum Zimmer hinein:

„Denkt Euch doch, Tante Hanne hat mir geschrieben, daß sie diesmal wieder mit uns den Karnevalsbau mitmachen will!“

Mit einem Aechzen sank Herr Brettschneider in den nächsten Stuhl. Er mußte des nun schon fünf Jahre zurückliegenden Karnevalsballes gedenken, an welchem sie den Landrat nach der Demaskierung mit „mein Jungfern“ angredet hatte. — Jetzt glaubte er auch den wahren Grund von Assessor Melwigs Fernbleiben zu kennen.

Im tobender Haß sprudelte er seinen Ärger heraus.

Traute Brettschneider ließ ihn ruhig zu Ende reden, denn so hatte sie es in der feinen Pension gelernt — dann aber sagte sie sehr bestimmt:

„Mache dies ganz wie du willst, Papa — ich jedenfalls bleibe nicht zurück, denn ich sehne mich förmlich nach Tante Hanne.“

Als am nächsten Tage Doktor Heldrich, der Hausarzt, bei Tante Hanne war, erzählte, wie erkältet und stockteiser die alte Dame sei, hoffte Herr Brettschneider vorübergehend das Beste. Er irrte sich aber. Denn Tante Hanne ließ sich noch am selbigen Tage von ihrer Lieblingsnichte ein großblumiges Taillentuch besorgen, weil sie das zu ihrem alten Schwarzseidenen, in dem sie eine Bäuerin aus dem vorigen Jahrhundert vorstellen wollte, gebrauchte.

Traute Brettschneider ging wirklich nur wegen der alten Tante hin.

Sonst hätte sie viel lieber in dem dunkelsten Winkel daheim um die jäh zerflossenen Träume geweint.

Aber sie sehnte sich zu sehr nach der geraden, erfrischenden Art der alten Dame. Tante Hanne war diesmal nicht bei den Verwandten abgetragen. Als die Familie Brettschneider in den bereits gefüllten Saal trat, stand sie schon unter dem Kronleuchter und winkte ihnen mit einem Zipfel ihres großblumigen Taillentuches einen Willkommengruß entgegen.

Und die kleine Traute vergaß alles Weh, ließ zu ihr, so kleinlich empört ihr Vater auch unter dem prunkvollen Gewand eines „Granden“ darüber empfand, an ihren Arm und zog sie in eine Ecke.

„Wie geht's denn, Tantchen?“

Die heisere Stimme war nur mit Phantasie verständlich. „Grämlich schlecht — aber na, ich durfte doch nicht fehlen.“

„Ach, Tante Hanne, wie habe ich mich seit Wochen nach dir gefehlt!“

„Warum kommt du denn nicht wie sonst, Marjelchen?“

„Du weißt schon den Grund! — — — Er war doch immer da . . .“

„Meinst du denn, daß der dich fressen würde?“

„Du kennst doch die Gründe . . . ich schäme mich so unjagbar um Papas willen. Gott im Himmel, wenn er etwa dessen Absichten und Wünsche gemerkt hätte. Glaubst du das, Tante?“

Der Kopf in der großen Bauernhaube schüttelte ganz energisch.

„Ich hoffe ja auch, es ist ihm verborgen geblieben. Aber nicht wahr, ich mußte ihm nun doch, so viel es nur ging, aus dem Wege gehen.“

„Also warst du wirklich nur darum so eilig?“

„Wie kannst du fragen? — — — Du weißt doch Bescheid.“

„Ich bin aber manchmal doch ein bißchen verbisstert, Kleine. Ich habe denken müssen, du bist auch so eine von

den Modischen, die mit ihrer Liebe wechseln, wie die feinen Leute mit den Scherwottstiebeln.“

Wie wohl tat doch der kleinen, traurigen Traute dieses Wort, das den Vater so in Harnisch brachte. Sie mußte hell-auf lachen, um gleich darauf wieder bedrückt zu flüstern:

„Ich habe ihn doch so lieb, Tante Hanne und werde ihn immer weiter lieb haben . . . selbst wenn er wirklich sollte auf Brautschau sein. . . .“

— — — — —
In unmittelbarer Nähe quittete unter der Hand eines gänzlich unmusikalischen Minnesängers eine verstimte Zither auf. Man hörte die aufdringlichen Scherze eines Clowns und den sonoren Bass einer zierlichen Ballenteuse. Da seufzte Tante Hanne recht vernehmlich und grunzte noch heiserer und schwer-verständlicher als bisher:

„Weißte, Traute, ich mache dir einen Vorschlag. Der Kürbim hier ist mir über. Mein Wagen steht noch gespannt unter dem Torweg. Komm, wir fahren beide heimlich nach Betsz und trinken da einen ordentlichen Schluck Alkohol. . . .“

Und Traute Brettschneider nickte und sagte freudig, weil sie Professor Melwig doch fern wußte:

„Ja, Tante Hanne, laß uns fahren.“

— — — — —
Tante Hanne saß in Pelz und Kopftuch immer noch mit der dummen Maske an Trautes Seite in dem stoßenden und wiegenden alten Koupee.

„So nimm doch endlich das Ding ab, Tante!“ bat die junge Stimme zärtlich. „weißt du, ich möchte dir so gern mal wieder aus Dankbarkeit einen Kuß geben.“

Da hob sich mit Zauber schnelle die schwarze Seide der Maske und zwei Lippen preßten sich fest auf Trautes Mund.

Solche Leidenschaft hatte sie der alten Tante wirklich nicht zugetraut. Einen Augenblick saß sie wie erstarrt, dann hob sie die Augen — schrie auf und wollte sich aus der alten, schwerfälligen Familienskutsch stürzen, aber der Regierungsprofessor Erich Melwig, der da an ihrer Seite saß, hatte das Zugreifen und Halten bei der alten Tante ordentlich erlernt.

Sie mußte bei ihm bleiben und zuhören, was er ihr — jauchzend und selig ins Ohr flüsterte:

Dieser Plan ist zur Linderung meiner Not und Angst in Tante Hannes Kopf gereift. Sie hat mir ihr Schwarzeidenes dazu selbst angezogen und gemeint: Du würdest es schon vergeben, wenn sich die alte Karnevaltante plötzlich in einen jungen, feurigen Karnevalschätz verwandelt.“

Und Traute Brettschneider vergab es! ! !

Das belagerte Liebesnest.

In dem böhmischen Orte Bruch hat sich folgende Komödie der Herzenswirrungen abgespielt. Ein tschechisches Liebespaar, der Bergarbeiter Anton R. und die 19 Jahre alte Rosalie M. hatten beschlossen, ihrem Herzensbunde durch den feierlichen Alt der Ehe den Charakter der Unauflösbarkeit zu verleihen. Die Wohnung war bereits gemietet und wurde so traurlich wie möglich eingerichtet, wozu jedes nach Kräften bei-trug. Das dritte Aufgebot des Pärchens von der Kanzel herab war erfolgt und vorigen Sonntag sollte die Trauung sein. Da griff das Schicksal mit rauher Hand ein und vernichtete all die tausend stillen, rosigarten Hoffnungen. Und das kam so: Am Sonntag vor der Hochzeit war Ball in der „Linde“, bei welchem der Bergmann und sein Liebchen nicht fehlen durften. Da traf die Braut u. a. auch ihren „verlorenen“ Geliebten, den Bergmann Alois St. Er hörte von ihrer bevorstehenden Hochzeit und holte das Bräutchen des anderen zum Tanze. Und bei den wiegenden Walzerweisen geschah es, daß sich wieder einmal das Lied von der alten Liebe, die nicht rostet, bewahrheitete: Noch ein Walzer und immer noch einen und dann — dann waren die beiden aus dem Gewühle der tanzenden Paare verschwunden. Geduldig wartete der Bräutigam zunächst auf sein Bräutchen und begab sich erst nach einiger Zeit auf die Suche nach ihm. In die Wohnung ihrer Mutter, ihres Vormundes — nichts. Da zuckte es ihm wie ein Blitz durchs Hirn, und er eilte zu dem Liebesnest, das er am folgenden Sonntag mit der, die er suchte, beziehen sollte. Doch hier war alles abgesperrt und totenstill. Schon

wollte er kopfschüttelnd das Haus verlassen, als ihm eine Mitbewohnerin mit viessagenden Blicken und Winken bedeutete, daß er wohl auf der rechten Spur, die Gefuchte jedoch nicht allein sei. Nun schlug der Betrogene Lärm und alle Türen öffneten sich, nur eine blieb verschlossen. — Der Bräutigam holte den Vormund der Ungetreuen. Der bewaffnete sich mit einem dicken Stock, eilte zu der verwünschten Tür und forderte Einlaß, erzielte aber das gleiche negative Resultat. Den ganzen Montag über hielten der in seinen heiligsten Gefühlen gefräkte Bräutigam, der Vormund und die gesamte Weiblichkeit der nicht weniger als 27 Parteien des zweistöckigen Hauses vor der bewußten Türe Wache. Die beiden drinnen aber freuten sich ihrer alten Liebe und hielten wacker aus den ganzen Tag. Erst am Montag gegen 10 Uhr abends ließen sie sich zu Verhandlungen herbei. Sie forderten den Abzug der Hüter, die sie nicht bestellt, wider genfalls sie gemeinsam aus dem Leben zu scheiden drohten. Das rührte das Herz des Bräutigams und er gab den Platz frei. — Als das Pärchen im Zimmer den Bräuten um die Ecke biegen sah, wurde die Türe plötzlich aufgestoßen, der noch immer Wache haltende Vormund zu Boden gerissen, und mit einigen Sätzen hatte das Paar das Freie erreicht. Auf der Straße hub nun ein wildes Jagen an; alles, was Beine hatte, eilte den beiden nach, die schließlich im Osseger Walde verschwanden und sich so ihren Verfolgern entzogen. Am nächsten Tage verständigten sich die Brautleute. Die Hochzeit ging natürlich auseinander, das Liebesnest wurde wieder geräumt, die Braut erfreut sich ihres ersten Liebhabers und der Bräutigam freut sich ebenfalls, und zwar darüber, daß die Geschichte noch vor der Hochzeit passierte.

Zur neuen Tat.

Wär' Karneval das ganze Jahr
Fürwahr, das wär' nicht schön.
Es könnt' — das ist doch sonnenklar
Wohl bös'res kaum gesdhe'n!

Die Maske fek, der Mummenchanz,
Das Lachen und der Wein,
Sie würden dir mit ihrem Glanz
Gar bald ein Schrecken sein!

Wär' Freud' und Lust das Leben dein
Und gäb' es niemals Leid,
Wolltest du dann auf Erden sein
Bis in die Ewigkeit? — — —

Ein kurzer Rausch . . . ein Freudentag
Se nun, das muß wohl sein,
Dann aber brauchen wir die Plag'
Das Starksein ohne Wein. . . .

Drum laßt uns lachen eine Nacht
Und trinken kühlen Selt — — —
Damit gestärkt zu neuer Schlacht
Der neue Tag uns weckt.

Humoristisches.

Des Arztes Meinung. Doktor Timm wird in einer kalten Winternacht zu einem reichen Gutsherrn zwei Meilen über Land gerufen.

Der Patient empfängt ihn mit den Worten: „Liebster Doktor, mit mir steht's schlecht, fast ist mir's so, als müßte ich bald sterben.“ — Nach gründlicher Untersuchung fragt der Arzt: „Haben Sie Ihr Testament gemacht?“ — „Nein“, erwidert der Kranke, bleich werdend. — „Wer ist Ihr Notar?“ „Doktor Wulrich, aber —“ — „Schicken Sie lieber gleich nach ihm.“ — „Denken Sie wirklich, liebster Doktor —?“ — „Lassen Sie ihn holen. Auch Ihren Schwiegervater in N. und Ihre beiden Söhne aus der Stadt.“ — „Also denken Sie wirklich, Doktor, daß ich sterben muß?“

„Nein. Aber ich möchte nicht der einzige Esel sein, den Sie in einer Nacht, wie diese ist, hier herauszitiert haben.“



Kinder-Mode.



3613. Kleid aus rotem Wollstoff mit schwarzen Börtchen und Knöpfen.

Schnitt in Mädchengröße 11, 13 und 15, färmlich bei Ullerlei & Cie., Berlin S. W. 68, Schnittnummer 60. Preis in Briefmarken.

Beschreibung:

3613. Kleid aus rotem Wollstoff mit schw. Börtchen und Knöpfen. Gebraucht werden für Mädchengröße 13: Etwa 3 Meter Stoff, 120 Zentimeter breit, 6 Meter Börtchen, 1½ Zentimeter breit, 12 Knöpfe, 1,20 Meter Schnur. Bluse und Rock werden unter einem Schnurgürtel verbunden. Eine schmale, mit Knöpfen besetzte Mittelfalte ist durchlaufend gearbeitet. Kragen, Revers und Ärmelaufschläge tragen einen Aufschwung von schwarzen Börtchen. Auf den Ärmeln sind außerdem Knöpfe angebracht.

3615. Kleid aus hellblauem Wollstoff mit leichter Soutache-ülferei. Schnitt in Mädchengröße 12, 14 und 16 erbärtlich, färmlich bei Ullerlei & Cie., Berlin S. W. 68, Schnittnummer 60. Preis in Briefmarken.

U Kinderpflege und Erziehung

Die Kunst des Gurgelns kann kleinen Kindern nicht früh genug beigebracht werden. Man lässt das Kind einen kleinen Schluck abgekochtes Wasser in den Mund nehmen und weist es an, den Kopf nach hinten zu beugen und ein möglichst langgezogenes Rrrrr . . . anzustimmen. Dadurch ergibt sich das Gurgeln von selbst. Das Kind wird vielleicht das Wasser die ersten paar Male verschlucken, aber schließlich begreift es doch, worauf es ankommt. Nach dem Gurgeln wird der Kopf rasch nach vorn gebracht und das Wasser ausgekippt. Ist nun die nötige Fertigkeit erreicht, so kann man dem Wasser auch etwas Salz zufügen, und man wird es nun bei Erkrankungen des Hesses getrost wagen dürfen, dem kleinen Patienten ein ärztlich verordnetes Gurgelwasser anzutragen.

Das offene Liegenlassen der noch nicht tragfähigen Kinder bringt besonders im Winter Erkältungen und Leibschmerzen mit sich. Jede aufgelegte Decke wird von den Kleinen wieder abgestrampelt. Um Erkältungen beim Offenliegen zu verhindern, nähe man aus einem warmen Stoff einen einfachen, entsprechend großen Sack zusammen und versehe diesen oben mit einem Bandzug. Will man nun das Kind liegen lassen, damit es sich nach Gebühr ausstrampeln kann, stecke man dieses einfach in den Sack bis unter die Arme und binde leicht zusammen. Das Kind hat im Sack mit den Füßen vollkommen freie Bewegung und es ist keine Erkältung zu befürchten. Auch als Tragkleid kann der Sack Verwendung finden.

Gesundheitspflege

Das beste Mittel gegen die Tuberkulose ist ohne Zweifel die diätetische Heilmethode. Diese kann durch ärztlicherseits zu verordnende Heilmittel jedoch wirkam unterstützt werden. Wird die Widerstandskraft des Körpers erhöht, so ist dieer naturgemäß besser imstande, sich gegen die Weiterausbreitung der Krankheit zu mehren als früher. Besonders zu bevorzugen sind die fettbildenden Nahrungsmittel, doch ist Einspeisigkeit in der Ernährung zu vermeiden. Der leitende Grundsatz in der Ernährung sei „oft, wenig und gut“ essen. Ergebiger Milchgenuss kann aufs wärmste empfohlen werden. Nun stellt sich aber leider nach längerem Milchgenuss ein Widerwillen gegen dieses vortreffliche Nahrungsmittel ein. In diesem Falle reiche man die Milch in wechselnder Form: als Dickmilch, Molken, Kefir, Yoghurt, Kumys oder in Suppen. Auch die Eier, welche gleichfalls für Tuberkulöse eine empfehlenswerte Nahrung bilden, können bald in rohem Zustande, bald gekocht, als Rührei oder Omelette, gereicht werden.

Gegen Blutandrang nach dem Kopfe hat sich ein Tee gemisch bewährt, das aus 5 Teilen Ehrenpreis und je 2 Teilen Weinraute und Lavendelblüten besteht. Man nimmt von dem Tee soviel wie man mit drei Fingern erfassen kann, lässt 5 Minuten in siedendem Wasser ziehen und preßt die Flüssigkeit ab, um sie lauwarm zu trinken.

Jede für das Ohr bestimmte Spritzenflüssigkeit muß die Temperatur des Blutes haben, die 37 bis 39 Grad Celsius beträgt. Werden wärmerer oder kältere Flüssigkeiten angewendet, so stellen sich unter Umständen Schwindel, Kopfschmerzen oder Erbrechen ein. Derselbe Lebendstand ist auch bei richtiger Temperatur beobachtet worden, wenn beim Einspritzen ein zu hoher Druck angewendet wurde oder wenn die Bauchhöhle durchbrochen ist. Besonders anfangs muß der Druck gering sein, später kann man ihn etwas steigern. Der Patient soll bei der Aushöpfung des Ohres stets sitzen. Nach Beendigung der Spülung ist der Gehörgang unter Benutzung eines mit Watte umwickelten Stäbchens auszutrocknen.